



In der ehemaligen Frenzelschule sind derzeit 117 Flüchtlinge untergebracht. 300 weitere sollen in Kürze in Containern auf dem Schulhof einziehen



Idylle in Hörde: Bisher haben Flüchtlinge und Deutsche friedlich zusammen gelebt



Der Eingang zur Unterkunft liegt direkt gegenüber von Angelika Urbans Schlafzimmerfenster. Am Anfang hatte sie Angst, dass sie nachts nicht mehr schlafen könnte

„ICH
NEHM ‘
DOCH
KEINEN
AUSWEIS
MIT ZU
MEINEN
NACH-
BARN.“

» Monaten verbrachte Frau Urban viel Zeit im Heim und dann im Krankenhaus, jeden Samstag, jeden Sonntag. Als die Mutter starb, die Frau, mit der sie das ganze Leben verbracht hatte, war das ein schwieriger Moment. „Ich glaube, meine Mutter hat Platz gemacht für etwas Neues“, sagt sie rückblickend. „Ich bin katholisch und da glaub‘ ich dran.“ Erst zog Niklas, ihr Patenkind, für ein paar Monate bei ihr ein – und durch ihn kam dann der Kontakt zu den Syrern.

„In Hörde finden es mittlerweile alle normal, dass ich mit denen unterwegs bin“, sagt Frau Urban. Zusammen besuchten die Vier die kranke Tante und sogar Frau Urbans Arbeitskollegen im

Versicherungsbüro. Ein Kollege habe sie neulich sogar darauf angesprochen, dass er „ihre Jungs“ in der Stadt getroffen habe, erzählt sie stolz. „Ich habe keine eigenen Kinder, aber viele andere“, sagt Frau Urban. Damit meint sie die Menschen, um die sie sich kümmert. „Ich kenne das von früher“, sagt sie. „Bei uns zu Hause war immer Tag der offenen Tür.“

Aus der Nachbarschaft ist mit der Zeit Freundschaft geworden. Die Syrer wissen jetzt, warum die Deutschen Sprüche auf ihre Gräber schreiben. Sie haben gelernt, dass die kleinen runden Gärten an Verkehrsknotenpunkten in Deutschland „Verkehrinseln“ heißen. Sie kennen die Aufgaben eines Bestatters und wissen, wie man beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge Dampf macht. Umgekehrt haben Abduljabar, Basel und Abdulkader Frau Urban daran erinnert, was es heißt, froh und ausgelassen zu sein. „Mit denen macht das Leben so viel Spaß“, sagt sie.

Bald werden nach Hörde 300 neue Flüchtlinge kommen. Es werden dann andere Menschen im Bus nach Hörde sitzen und der Schulhof der Frenzelschule wird vielleicht nicht mehr mit Laub bedeckt sein. Denn da sollen Container aufgebaut werden, in denen die Neuen wohnen werden. Frau Urban sieht das mittlerweile gelassen. „Als ich den Jungs erzählt habe, dass ich mich vielleicht bald mit neuen Leuten anfreunde, waren sie fast ein bisschen traurig“, erzählt Frau Urban und lächelt. ■



Khalil Bajbouj untersucht den einjährigen Christian. Gegen sein Fieber verschreibt er ihm ein Antibiotikum. Viele Flüchtlinge sind nach der anstrengenden Reise auf medizinische Hilfe angewiesen

ARZT AN DER GRENZE

IN DER DORTMUNDER ERSTAUFNAHMEEINRICHTUNG BUSCHMÜHLE GIBT ES BISLANG NUR EINEN EINZIGEN ARZT. DOCH BALD SOLL EINE STATIONÄRE KRANKENSTATION EINGERICHTET WERDEN, IN DER AUCH SYRISCHE MEDIZINER ARBEITEN

TEXT&FOTOS: Esther Gardei



Der Dortmunder Arzt Khalil Bajbouj stammt aus Syrien und spricht fließend Arabisch. So kann er schnell ein Vertrauensverhältnis zu seinen Patienten aufbauen

C

hristian Adjerni ist erst ein Jahr alt, aber hat schon eine gefährliche Reise hinter sich. Jetzt hat er Fieber und sitzt in einem Zelt, zieht angestrengt die Augenbrauen zusammen. Konzentriert stützt er sich mit seinen kleinen Fingern auf der Untersuchungsliege ab, um nicht umzukippen. Er blickt mit geöffnetem Mund zu seinem Arzt hoch, so, als wollte er etwas sagen. Dann brabbelt er klagend vor sich hin. Khalil Bajbouj lässt sich davon nicht ablenken, behutsam stützt er den Kleinen an der Schulter und steckt ihm den Holzspatel in den Mund. „Aaaah!“, macht er und der Kleine zuckt zusammen „Schon vorbei.“ Christian schüttelt angeekelt den Kopf, als Bajbouj sich kurz von ihm abwendet, und wischt sich mit der linken Hand über den Mund. Dabei fällt ihm Spucke auf den blau-gestreiften Strampelanzug. Seine Mutter Kimberly, die die Szene aufmerksam beobachtet hat, zückt sofort ein Taschentuch. Sie ist mit ihrem Sohn erst vor zwei Tagen aus Uganda in der Erstaufnahmeeinrichtung an der Buschmühle in Dortmund angekommen. Auf der Flucht wurde

Drei Stühle, eine Liege: Das Sanitätszimmer in der Erstaufnahmeeinrichtung ist spartanisch eingerichtet. Stoff-Trennwände sorgen notdürftig für Intimsphäre zwischen den Patienten

der Kleine krank. Die Mutter hat Glück, dass ihr Sohn hier behandelt werden kann. Denn bisher ist Khalil Bajbouj der einzige Kinderarzt in der Erstaufnahmeeinrichtung. Zwei Mal pro Woche hat er seine Sprechstunde in dem Sanitätszelt. Bajbouj stammt selbst aus Syrien, lebt aber schon seit 46 Jahren in Deutschland. Als in Syrien der Krieg ausbrach, wusste er, dass er helfen muss. „Hier werde ich gebraucht“, sagt er, während er das Rezept für den kleinen Jungen ausstellt. Christian hat Bronchitis und braucht ein Antibiotikum.

Khalil Bajbouj, 77, trägt ein kurzärmliges Hemd, graue Haare und eine altmodische Brille. Er strahlt Ruhe aus, Geduld, spricht leise und langsam. Wenn er lächelt, zieht sich sein Gesicht in viele Falten. Doch jetzt ist er ernst. Man sieht ihm an, dass er viele schlimme Geschichten aus seiner Arbeit in der Erstaufnahme kennt. Die Patienten sprechen mit ihm bei der Untersuchung über ihre persönlichen Erfahrungen auf der Flucht. Sie öffnen sich ihm, sehen in ihm einen Vertrauten. Trotzdem hält er die professionelle Distanz, kennt seine Grenzen. „Mit der Situation in Syrien habe ich mich abgefunden“, sagt Bajbouj, „ich muss ruhig bleiben.“

Seine medizinische Ausbildung hat er im Damaskus begonnen, später in Mainz den Facharzt

zum Kinderarzt gemacht. „Wenn es sein muss, behandle ich aber auch Erwachsene“, sagt er. „Ich versuche zu helfen, wo ich kann.“ Das musste er im vergangenen Sommer oft. Er war von Anfang an dabei, als einer der wenigen freiwilligen Ärzte vor Ort, die versuchten, direkt Hilfe zu leisten. Als im August täglich bis zu 1500 Flüchtlinge vor den Toren warteten und die Mitarbeiter an ihre Grenzen stießen. Als es nur darum ging, dass keiner draußen auf der Wiese schlafen muss. Als die Angst vor Unruhen zwischen den Flüchtlingen in der Luft lag und die vor Angriffen der Rechten wuchs.

„Ich erinnere mich an die vielen unbegleiteten Kinder, die ihre Eltern auf der Strecke verloren haben oder zurücklassen mussten“, sagt er.

In der Not konnten Bajbouj und seine Kollegen nur das Mindestmaß an Gesundheitsversorgung leisten. Schwer Erkrankte und Schwangere wurden zwar auch im Sommer direkt weitergeleitet. Aber Impfungen gegen Krankheiten wie Windpocken, Masern oder Kinderlähmung wurden oft erst einige Tage nach der Ankunft durchgeführt. Einige kamen ohne Untersuchung in den Notunterkünften an, dort brachen mehrmals Infektionskrankheiten aus. Flüchtlinge konnten deshalb nicht weiter auf die Unterkünfte verteilt werden.

Doch inzwischen hat sich die Situation verbessert. Durch die Schließung der Balkanroute kommen derzeit im Durchschnitt nur noch 150 Flücht-

„MANCHE
PATIENTEN
HABEN ANGST
VOR DEM
RÖNTGEN-
GERÄT.“

linge pro Woche in der Buschmühle an. Außerdem sollen Flüchtlinge bald nicht mehr nur zwei, sondern acht Tage in der Erstaufnahmeeinrichtung bleiben – solange bis alle ersten Untersuchungen abgeschlossen sind.

In den kommenden Wochen wird zudem in der Buschmühle eine Krankenstation mit vier Allgemeinmedizinerinnen und einem Kinderarzt eröffnen. Sie werden die Erstuntersuchung durchführen und feste Sprechstunden haben. Auch syrische Ärzte sollen mit dabei sein: Ärzte, die selber vor längerer Zeit geflüchtet sind, hier leben und anerkannt sind, die Deutsch sprechen und arbeiten wollen.

Denn die Menschen kommen nicht nur zu Bajbouj, weil er Arzt ist, sondern auch, weil er aus Syrien kommt. Er hat eine Vorstellung von der Situation vor Ort und er spricht Arabisch. Sie verstehen ihn und er versteht sie, ihre Kultur, ihre Ängste. „Ich habe erlebt, dass Patienten Angst vor dem Röntgengerät haben. Aber wenn ich mit ihnen spreche, gewinnen sie schnell mein Vertrauen“, sagt er. Noch ist sein Sanitätszimmer provisorisch gestaltet: Der Raum ist nicht besonders groß, das Wartezimmer ist nur eine Stuhlreihe an der Wand. Blaue Stoff-Trennwände schaffen notdürftig Intimsphäre. An diesem Tag warten drei Frauen auf Bajbouj, eine Mutter mit zwei Töchtern. Sie sprechen Arabisch, kommen aus Syrien. Die Mutter hat ein entzündetes Auge. Bajbouj antwortet ihr leise, neigt geduldig den Kopf hin und her, verschwindet hinter der blauen Trennwand. Die Frauen tragen Kopftücher, braun, beige, blau. Die Töchter haben dicke Jacken und Turnschuhe an. Sie lachen verlegen. „Wir sind zwei Monate unterwegs gewesen, aus Syrien“, sagt eine auf Englisch und verdreht die Augen, redet wie jemand, der von einer alltäglichen Reise-Lappalie erzählt, wie jemand, der sich über einen verpassten Anschlusszug aufregt, als wäre es das Normalste auf der Welt. Sie zuckt die Achseln. „Ich bin so froh, jetzt hier zu sein!“ Sie blickt ihre Schwester an. „Nur Mama muss gesund werden.“ Doch wahrscheinlich ist das Auge nur wegen Überanstrengung entzündet. Bajbouj gibt ihr ein Rezept, erklärt ihr langsam etwas auf Arabisch. Eine Vertrautheit ergibt sich zwischen den beiden Menschen, sie reden leise, fast geheim, und obwohl man sie nicht versteht, weiß man, dass es genau so gerade richtig und wichtig ist. Denn wenn man in der Fremde ankommt und krank ist, ist es wichtig, dass es jemanden gibt, der nicht nur die Sprache versteht. Sondern auch die Menschen. ■

Zwei Mal pro Woche findet in dem Sanitätszelt die Sprechstunde von Bajbouj statt. Demnächst soll in der Erstaufnahme an der Buschmühle eine größere Krankenstation mit fünf Ärzten entstehen

